

(Monarch), als Dynast, und es fehlt wirklich nur noch: als byzantinischer „Basileus“, angeredet wird. Aber erinnert es nicht einigermaßen an jene biedereren Altonaer, die sich steif und fest einbilden, in der königlich preussischen Republik Hamburg zu leben? „Der König“ bedeutet ein historisches Faktum; „der Monarch“ ein Urteil, und zwar ein falsches.

Wo soll da die „Abgewöhnung vom Königtum,“ die unlängst im „März“ gefordert wurde, ansetzen, wo der stolze, selbstverlässliche Machtantritt des reifen Volkes beginnen, wenn seine Führer noch nicht einmal eine reinliche demokratische Sprache reden? Als die Republik an unsrer Westgrenze unlängst den Orden der Ehrenlegion verteilte, wurde bewußt und scharf unterschieden zwischen „französischen Bürgern“ und „sujets russes“, „sujets italiens“ und so weiter. Um dieses verhassten Ausdrucks „Untertan“ willen haben vor sechzig Jahren hunderttausende von Deutschen die Heimat verlassen und sind über den Ozean gezogen. Haben wir das ganz vergessen?

Mittlerweile gleiten an hohen Herren lästige Erinnerungen herab wie das Wasser an der Ente, weil auch der brüllende Löwe schnell genug versicherte, daß er kein Löwe, auch keines Löwen Weib, sondern Zettel der Weber sei, der sich „untertänigst zu Füßen“ lege.

So mag der Kaiser schuldig gewesen sein. Aber er hat Mitschuldige, und das sind wir.

Österreichisches / Von Hermann Bahr

2

Biktor Adler hat neulich einmal gesagt, auch ein guter Monarchist könnte sich doch mit einem Monarchen begnügen, zwei wären mehr als nötig. Ich denke, er hat damit nicht auf den Thronfolger gezielt, sondern auf die fleißigen Leute, die mit diesem jetzt denselben Mißbrauch treiben, der seit Jahren unter dem Namen des Kaisers getrieben wird. Unser Kaiser spricht nicht gern, und man weiß nie, was er sich eigentlich denkt. Im Deutschen Reich werden wir darum sehr

beneidet. Es hat aber auch Nachteile. Einige benützen es nämlich, um ihren Meinungen oder Absichten eine geheimnißvolle Macht und sich ein Ansehen zu geben, das ihnen aus Eigenem nicht zukommt, indem sie behaupten, irgendwie des Kaisers verborgene Wünsche zu kennen. Was sie wollen, verlangen sie mit der geheimen Versicherung, daß es der Wille des Kaisers sei. Was ihnen nicht paßt, weisen sie vertraulich mit Worten zurück, die der Kaiser gesagt haben soll. Und wer sich ihren Forderungen widersezt oder ihren Verböten nicht fügt, ist also kein Patriot. Es ist bei uns eine Art Beruf geworden, zu jenen zu gehören, von denen man unter vier Augen, Diskretion Ehrensache, hören kann, was der Kaiser „eigentlich“ will. Man kann davon leben. Und es ist nicht anstrengend, weil noch keiner dementiert worden ist. Allmählich hat es sich zu einem völligen System entwickelt, manche haben es darin zu wahren Virtuosen gebracht. Da gab es zum Beispiel einen Intendanten der beiden Hoftheater, der die Gewohnheit hatte, Schauspieler, die er nicht mochte, heftig zu loben, dann aber dem Direktor anzuvertrauen, wie leid ihm um diesen so hochbegabten Menschen wäre, der nun aber einmal das Unglück hätte, dem Kaiser zu mißfallen. Der Kaiser geht nicht ins Theater, wenn er nur seinen Namen auf dem Zettel sieht! Was nicht einmal gelogen war, weil der Kaiser wirklich schon seit Jahren nicht mehr ins Theater geht. Und die Macht dieser Leute bestand darin, daß es ja schließlich auch einmal wahr sein konnte. Es dauerte nicht lange, so wurde das System, zuerst von Protektoren erfunden, um ihren Lieblingen zu helfen, Nebenbuhlern zu schaden, dann auch in der großen Politik angewendet. Waren die Gründe des Ministers in offener Rede geschlagen, so nahm er sich Abgeordnete und Journalisten insgeheim vor, allen betauernd, selbst durchaus ihrer Meinung, leider aber an den unbeugsamen Willen des Monarchen gebunden zu sein. Es kam ein eigener Typus von Ministern auf, der sich an jeden Busen warf, weinend, gezwungen zu sein, weil er nun einmal nicht könnte, wie er wollte! „Glauben Sie, ich weiß das nicht auch? Glauben Sie, ich will nicht dasselbe wie ihr? Glauben Sie, ich weiß nicht, was Osterreich braucht? Aber sagens das dem Kaiser! Versuchen Sie einmal und sagens das dem Kaiser!“ Wir hatten einen Minister, der schon ganz mechanisch jedes Gespräch mit dem Refrain schloß: „Aber sagens das dem Kaiser!“

Unter ihm bildete sich in der Politik gewissermaßen eine doppelte Buchführung heraus. Die Feinde, die er öffentlich mit flammenden Reden schlug, umarmte er zu Haus; was er öffentlich vertrat, verleugnete er daheim, und er lebte von dem Kredit, halt nur nie zu können, wie er wollte, und halt stets tun zu müssen, was er garnicht wollte. Und so schützten ihn seine Feinde selbst vor jedem Nachfolger: denn sonst kommt am End einer, der auch noch will, was er muß; und das, dachten sie, wär noch ärger! Und die Journalisten schrieben, was niemand verstand, und wenn man sie fragte, sagten sie: „Das war ja garnicht so gemeint, sondern Sie müssen wissen, was vorgeht, die Sache liegt nämlich ganz anders, der Minister möchte ja selbst, aber er kann nicht, weil der Kaiser nicht will!“ So wurde die Politik jahrelang im Geheimen betrieben. Und die Journalisten waren so stolz darauf, daß sie wußten, „was vorgeht“, wenn sie es auch leider nicht sagen durften! Was aber „vorging“, war immer dasselbe, nämlich daß der Minister etwas wollte, aber, um nicht dafür einstehen zu müssen, so tat, als wenn er wider seinen Willen nur dazu gezwungen wäre, durch ein geheimes Gebot des Kaisers, das er übrigens in seinen Folgen abzuschwächen schon noch Mittel und Wege finden werde. Und es schmeichelte den guten Abgeordneten und den braven Journalisten sehr, eingeweiht zu sein, sie ehrten das Vertrauen des Ministers, und da sie nicht zweifelten, daß ja doch schließlich immer geschehen muß, was der Monarch will, halfen sie dem Minister noch bei seinen Mitteln und auf seinen Wegen. Das Verfahren war so probat, daß es bald allgemein angewandt wurde, und wo nur irgendeine unqueme Forderung abzuwehren war, widersprach man ihr nie, sondern man half sich stets mit der Berufung auf den vorgeblichen Unwillen des Kaisers aus. Immer nach diesem Klischee: „Aber natürlich habt Ihr Recht! Natürlich wär's das einzige! Glaubt's Ihr, das weiß ich nicht auch? Glaubt's Ihr, wenn's auf mich ankäm, hätten wir das nicht längst? Ja wenn's auf mich ankäm! Natürlich wär's das einzige! Aber sagens das dem Kaiser! Was soll ich denn tun, wenn der Kaiser nicht will? Und der Kaiser will nicht! Der Kaiser will —“ Und nun eine lange Erklärung, mit allen Gebärden der Mißbilligung, was der Kaiser will. Natürlich immer nur das, was der Minister wollte, aber selbst zu verlangen zu feig war. Unstre Minister trieben es umgekehrt konstitutiv: sie deckten sich mit der Krone so, daß sie selbst gar niemals mehr in die

Debatte gezogen werden konnten. Das ging nun so lange, bis einer eines Tages die überraschende Entdeckung machte, daß das Lügen ja nicht Privateigentum ist, sondern zur freien Verfügung steht. Log sich der Minister auf den Kaiser heraus, warum denn seine Gegner nicht auch? Und wenn der Kaiser zu seinen Lügen schwieg, wird er es wohl auch zu ihnen! Man rechnete damit, daß der Kaiser schwieg. Und so vermehrten sich die „Wissenden“. Der eine hatte eine Tante, die mit dem Leibarzt bekannt war, der andre ritt mit dem Stallmeister im Prater, der dritte war mit einem vertraut, der den kannte, der die Anekdoten erzählt, mit denen dann der Kaiser zum Frühstück versorgt wird. Wie jeder bessere Mensch sein Automobil hat, mußte jetzt, wer nur ein bißchen auf sich hielt, eine Hintertreppe haben. Das Komische war dabei nur, daß alle diese Lügner, die es doch hätten wissen können, untereinander den Verdacht hatten, an den Lügen der anderen könnte am Ende etwas Wahres sein. Als aber schon alle Hintertreppen besetzt waren und das Bedürfnis immer noch wuchs, hatte einer, wie schon die Not erfinderisch macht, den Einfall, daß wir ja auch einen Thronfolger haben. Möglicherweise tauchten einige Leute mit der beunruhigenden Versicherung auf, daß ihre Zeit erst käme. Möglicherweise war wieder ein neuer Kredit eröffnet: der der kommenden Männer. Und eine fieberhafte Bautätigkeit begann in neuen Hintertreppen. Und ein besonderer Reiz war es, daß der Thronfolger im Dunkel stand. Die Lügen über den Kaiser hatten nämlich doch ihre Grenzen an seinem Wesen, das, so selten es sich zeigt, mit den Jahren in Umrissen sichtbar geworden war. Aber der Thronfolger steht im Dunkel.

Der junge Erzherzog Franz Ferdinand wurde damals zuweilen mit dem Erzherzog Otto zusammen genannt, dem schönsten und liebenswürdigsten Prinzen, dessen strahlende Kraft an der Enge eines ziellosen Lebens zerbrochen ist; ein armer wiener Mercutio war er. Dann hieß es, der junge Franz Ferdinand sei krank. Von Reisen heimgekehrt, hielt er sich abseits und vermied es, populär zu werden. Er gehörte nicht zu den Prinzen, die Walzer komponieren, auf dem Graben Journalisten unter dem Arm nehmen, um mit ihnen über die Regierung zu schimpfen, und wenn die Naive vorübergeht, leutselig bemerken: „Schau, schau, die Kleine kriegt ja beinahe einen Busen!“ Niemals hat er sich, wenn er ausfährt, Ovationen bereiten lassen, sein stilles ernstes Gesicht winkt den Wienern nicht zu. Der Lärm unsererer Gratis-

patrioten mit dem Federbusch scheint nicht nach seinem Geschmack, und er teilt offenbar die schlechte Meinung über Österreich nicht, in der sich unsere Prinzen gern gefallen. Ich habe einen gekannt, der, Kommandierender in einer kleinen Stadt, alle Herzen durch seinen Spott über unser Vaterland gewann. Nach der Session lud er einmal die Landtagsabgeordneten zu sich ein und bewirtete sie mit höflichem Tratsch. Wie machten da die braven Bürger und Bauern die Augen groß, als sie die Geschichten hörten! So arg hatte sich's keiner gedacht. Schließlich trank er ihnen zu, gab jedem die Hand und sagte noch zum Abschied: „Also auf Wiedersehn, meine Herren, übers Jahr, falls nämlich im nächsten Jahr Österreich noch existieren sollte!“ Durch die ganze Stadt lief es gleich herum, wie heroisch der Prinz gesprochen hatte. So furchtbar traurig kam mein alter Vater damals heim, ganz verlassen saßen wir in unserer untröstlichen Liebe zur Heimat. Diese Methode, sich beliebt zu machen, hat Franz Ferdinand nie versucht, er ist garnicht fesch. Auch als er dann, unnachgiebig, mit seinem Herzenswunsch alle höfischen und politischen Bedenken überwand, ließ er sich die Gelegenheit entgehen, dem Volke romantisch zu kommen. Ein Kronprinz, der unbeirrt der Stimme seiner Neigung folgt und ein Mädchen unter seinem Stande nimmt! Aber es wurde zu der üblichen Reklame nicht benützt; er hat nirgends den volkstümlichen Erzherzog Johann Nummer zwei agiert. Was man ihm bei uns sehr verdenkt, wo es nicht genügt, was einer tut, und wie er ist, sondern verlangt wird, daß er es dann erst auch noch spielen soll. Dies verschmäht er: das alte österreichische Spieltalent und unsere Lust, sich aufzuführen und wirksam darzustellen, sonst in der Dynastie sehr gepflegt, scheint ihm zu fehlen. Er ist den Leuten eigentlich unheimlich, denn sie sind es nicht gewohnt, daß einer seinen Weg geht. Der Wiener wünscht gefragt zu werden; er besteht nicht darauf, daß man seinem Rat dann auch immer gehorche, dies ist nicht nötig, aber gefragt will er sein. Und der Wiener liebt Leute, mit denen sich, wie er es nennt, immer „etwas tut.“ Der Erzherzog fragt nicht, und „es tut sich“ bisher garnichts mit ihm. Und er hat gezeigt, daß er warten kann. Was nun auch wieder ganz unwienerisch ist, da hier meistens die Menschen niemals tätiger sind, als so lange es sie noch nichts angeht; sich aufzusparen ist nicht Landesbrauch.

Nun wird gegen ihn gesagt, er sei klerikal. Nach den Erfahrungen, die

man mit den liberalen Kronprinzen gemacht hat, wäre das garnicht so schlimm, vielleicht dreht auch er oben um. Und man mag fragen, welcher östereichische Monarch denn, seit dem zweiten Josef, nicht klerikal gewesen sei? Für das tätige Leben darf man Weltanschauungen auch nicht überschätzen. Wer sich nur nicht dem Notwendigen widersezt, für den ist schließlich eine so gut wie die andre, da doch alle nur Hilfsmittel zur Einordnung der Gedanken sind, um es bequemer zu haben. Im höchsten Sinne ist keine wahr, aber von jeder aus kann man zu wahren Taten gelangen; warum nicht auch auf irgendeinem Weg von der katholischen aus? Auch kann in dieser großen Krise des Klerikalismus jezt, wo die Kapläne mit den Bischöfen ringen und die Kirche sich demokratisieren will, indem sich überall das unmittelbare Gefühl der religiösen Gemeinde gegen die vorgesezten Lehrbehörden stellt, niemand wissen, was in fünf Jahren klerikal sein wird: der Name wird ja bleiben, aber wenn unter ihm eine starke, mißtrauische, demokratisch derbe Bauernpartei entsteht, die könnten wir brauchen. Und schließlich ist die Privatmeinung der Monarchen heute doch ziemlich unwichtig, solange sie sich dem öffentlichen Willen fügt.

Es heißt ferner, er sei stark, eigenwillig und unbeugsam. Das fürchtet man. Für die beste Eigenschaft des alten Kaisers gilt es unter uns, daß er stets den Entwicklungen im lezten Moment doch noch nachgegeben hat; er hört Forderungen an, wenn sie unaufhaltsam geworden sind, und läßt sie dann wider Willen geschehen. Dem verdanken wir viel, und so hat man sich bei uns angewöhnt, Entschlossenheit und Beständigkeit auf dem Thron eher für eine Gefahr zu halten. Nun scheint dem Thronfolger die Regententugend der gewissen heilsamen Schwäche zu fehlen, und man hat ihn im Verdacht, auf seinem Willen zu bestehen. Diese Furcht will mir doch ein wenig gar zu östereichisch scheinen. Sie nimmt ohne weiters an, daß der Monarch und die Entwicklung einander feind sein müssen; dann ist allerdings eine Behutsamkeit erwünscht, die rechtzeitig die Gefahr von Explosionen spürt. Es ließe sich aber auch einmal einer denken, der sich zutraute, die Entwicklung nicht zu scheuen und, bevor er sich von ihr überwältigen läßt, lieber an ihr tätig teilzunehmen; der könnte es dann wagen, furchtlos zu sein.

Zuweilen kommt es mir, manche Zeichen so zu verstehen, als gehöre der Thronfolger zu unsrer Generation, die in unserm Land überall Kräfte verbor-

gen und gebunden fühlt, denen nur der weckende Ruf fehlt, um aus den Ketten aufzuspringen, und die nun ihren in der Sehnsucht der langen Zeit angesammelten Mut daran setzen will, unser Vaterland groß und stark zu zeigen. Aber vielleicht ist das nur eine Stimmung von mir, wie die Sehnsucht ja in ihrer Not nach jeder dünnen Hoffnung greift. Denn er steht im Dunkel, und niemand weiß, was schließlich allein über ihn entscheiden wird: ob er nämlich auch darin einer von unserer Generation ist, daß er ihren demütigen Sinn für die allmächtigen Wirklichkeiten hat.

Und vielleicht ist es überhaupt nur der Reiz des Dunkels, der mich lockt, das Geheimnis, in dem er wartend steht, von Argwohn und Hoffnungen umringt. Vielleicht ist es nur der „Ästhet“ in mir, den das Rätsel eines verhüllten Menschen anzieht. Und einstweilen wird auf dunklen Hintertreppen, rings um ihn herum, das Geschäft gieriger Glücksspieler besorgt.

Das berliner Auswärtige Amt

Von einem Eingeweihten



Schon in den letzten Wochen auch von Reformen im Auswärtigen Amt die Rede war, hat man doch anscheinend dieser Frage im Verhältnis zu den Verfassungsfragen, zu der Stellung des Reichskanzlers und der Diplomatie nur untergeordnete Bedeutung beigemessen. Man hat daher auch die Erklärung des Vertreters des Auswärtigen Amtes im Reichstage, die die zu Tage getretenen Unzulänglichkeiten damit zu entschuldigen suchte, daß die Geschäfte des Amtes auf die dreifache Nummernzahl angewachsen seien, weshalb sich eine Vermehrung der Beamten empfehle, kaum ihrem wahren Werte nach zu würdigen gesucht. In Wirklichkeit ist diese Antwort im höchsten Grade charakteristisch für die in der Wilhelmstraße herrschenden Anschauungen. Sie erfordert dringend, die dortigen Verhältnisse endlich einmal etwas genauer zu beleuchten. Denn sonst könnte man meinen, wenn